

Jeder Mensch ist musikalisch

Musik als Teilhabe in der Unterstützten Kommunikation: Was Klang kann, wo Worte noch nicht oder nicht mehr sind

Lars Tiedemann

Dipl. Heilpädagoge (FH) · AssistUK

5. August 2026

Arbeitsfassung. Dieser Text ist das Musik-Pendant zum Beuys-Aufsatz über bildnerisches Gestalten: dieselbe Haltung, ein anderes Material. Er begründet, warum Musik kein Bonusprogramm ist, sondern ein eigener Weg zu Ausdruck, Wirksamkeit und Begegnung — was die Forschung dazu trägt, was sie nicht trägt, und wie Werkzeuge aussehen müssen, damit Musizieren ohne Scheitern möglich wird. Quellen mit Prüfvermerk am Ende.

Inhalt

1. Das zweite Zitat
2. Warum Musik? Vier Antworten vor aller Evidenz
3. Was die Forschung trägt — und wie weit
4. Musikalität entwickelt sich: Sounds of Intent
5. Vom Zuhören zum Machen: die Teilhabe-Treppe
6. Ohne Scheitern: Was das Werkzeug leisten muss
7. Musik und Kommunikation: Nachbarn, keine Konkurrenten
8. Werkzeug oder Therapie? Eine saubere Trennung
9. Grenzen dieses Textes
10. Fazit in fünf Sätzen
11. Literatur (mit Prüfvermerk)

1. Das zweite Zitat

Über dem Beuys-Text steht »Jeder Mensch ist ein Künstler« — die Behauptung, dass Gestalten keine Begabtenfrage ist, sondern eine menschliche Grundausstattung. Dieser Text setzt das zweite Zitat daneben, und es ist keines von Beuys, sondern eine Arbeitsthese der Musikpsychologie: **Jeder Mensch ist musikalisch**. Nicht im Sinn von »kann Klavier lernen«, sondern grundlegender: Menschen reagieren auf Klang, unterscheiden Stimmen vor Wörtern, bewegen sich zu Rhythmen, bevor sie laufen können. Musikalisches Erleben setzt keine Lautsprache voraus, keine Handmotorik, kein Symbolverständnis — und genau deshalb gehört Musik in jede Überlegung zu Teilhabe bei komplexer Beeinträchtigung.

Der Verdacht, gegen den dieser Text anschreibt, ist derselbe wie beim Malen: dass Musik im Förderplan als Dekoration läuft — die Klangwiege am Freitag, das Lied zum Abschluss —, nett, aber folgenlos. Ich will zeigen, dass mehr geht: Musik als eigener Ausdruckskanal, als Ort von Wirksamkeit und Wahl, als gemeinsame Sache zwischen Menschen, die sonst wenig gemeinsame Kanäle haben.

2. Warum Musik? Vier Antworten vor aller Evidenz

Bevor die Studien kommen, vier Gründe, die schlichte Beobachtung liefert. **Erstens: Musik ist voraussetzungsarm**. Ein Klang antwortet sofort — er verlangt kein Vokabular, keine Zielmotorik, kein Verständnis von Symbolen. Für Menschen in frühen Entwicklungsphasen (der Text über basale Kommunikation beschreibt sie) ist Klang oft der zugänglichste aller Kanäle. **Zweitens: Musik ist Wirksamkeit pur**. Ich tue etwas — es klingt. Dieser Ursache-Wirkungs-Bogen ist das Urerlebnis von Selbstwirksamkeit, und er funktioniert mit jeder Bewegung, die ein Mensch hat: Blick, Kopf, Hand, Fuß. **Drittens: Musik ist Dialog ohne Worte**. Zwei Menschen, die abwechselnd Töne setzen, führen ein Gespräch — mit Initiative, Antwort, Pause, Überraschung, allen Grundfiguren der Kommunikation. **Viertens: Musik ist sozial unverdächtig**. Gemeinsames Musizieren ist kulturell überall

als wertvolle, erwachsenentaugliche Tätigkeit anerkannt — wer im Ensemble spielt, wird nicht gefördert, sondern gehört dazu. Das macht Musik zu einem der wenigen Felder, in denen Teilhabe nicht erst erklärt werden muss.

3. Was die Forschung trägt — und wie weit

Am dichtesten beforscht ist Musik dort, wo sie als Therapie firmiert, vor allem bei Autismus. Die maßgebliche Cochrane-Übersicht (Geretsegger und Kolleginnen 2022) fasst 26 randomisierte Studien mit 1.165 Teilnehmenden zusammen und kommt zu einem vorsichtig positiven Ergebnis: **Musiktherapie verbessert mit moderater Evidenzsicherheit den Gesamtzustand** und wahrscheinlich auch die Lebensqualität unmittelbar nach der Intervention; für scharf umrissene Einzelmaße ist das Bild uneinheitlicher. Das ist eine ehrliche Bilanz: kein Wundermittel, aber ein belegter Nutzen — von einer Cochrane-Übersicht, dem strengsten Format, das die Versorgungsforschung kennt, ist »moderate Evidenz für globale Verbesserung« ein ernstzunehmendes Ergebnis.

Für meinen Zusammenhang ist die Einordnung wichtiger als die Zahl: Die Studien untersuchen *Therapie* — geplante Prozesse mit Fachkraft. Was ich in diesem Text vor allem meine, das freie, alltägliche Musizieren als Teilhabe, ist damit nicht direkt gemessen; es erbt von diesen Befunden nur die Plausibilität, nicht den Beleg. Ich sage das so deutlich, weil das Feld an Überversprechen krankt: **Musik braucht keine therapeutische Begründung, um wertvoll zu sein** — so wenig wie das Singen im Chor eine braucht. Der Evidenzabschnitt trägt die therapeutische Verwendung; die Teilhabe-Verwendung trägt sich selbst, mit denselben Argumenten, mit denen Malen, Lesen und Spielen sich tragen.

4. Musikalität entwickelt sich: Sounds of Intent

Die für die Praxis fruchtbarste Forschungslinie kommt aus England. Adam Ockelford und Graham Welch haben mit dem Projekt **Sounds of Intent** untersucht, wie sich musikalisches Verhalten bei Kindern und Jugendlichen mit komplexen Beeinträchtigungen entwickelt — die Grundlagenstudie (Welch, Ockelford und Kolleginnen 2009) wertete über 630 Beobachtungen von 68 Schülerinnen und Schülern aus und ordnete sie zu einem Entwicklungsmodell: vom ersten Bemerkten von Klang über das Erkennen von Mustern und das absichtsvolle Erzeugen von Tönen bis zum gestalteten gemeinsamen Musizieren, jeweils in drei Haltungen — aufnehmen (hören), hervorbringen (machen), erwidern (interagieren).

Zwei Botschaften daraus sind Gold wert. Erstens: **Es gibt kein »unmusikalisch« und kein »zu schwer beeinträchtigt«** — das Modell beginnt beim bloßen Reagieren auf Klang, und schon dort lässt sich Entwicklung beobachten und begleiten. Zweitens: Musikalität wächst in *beobachtbaren, kleinen Schritten* — wer weiß, dass zwischen »bemerkt Klang« und »erzeugt absichtsvoll Klang« Zwischenschritte liegen, sieht Fortschritte, die sonst unsichtbar blieben, und weiß, was als Nächstes dran ist. Das ist dieselbe Logik, die der

Beobachtungs-Text für Kommunikation beschreibt: nicht testen, ob jemand »es kann«, sondern hinschauen, wo auf dem Weg jemand steht.

5. Vom Zuhören zum Machen: die Teilhabe-Treppe

Aus dem Entwicklungsmodell lässt sich eine praktische Treppe bauen, die ich in der Beratung nutze. **Stufe eins: Klang erleben.** Musik hören, spüren, auswählen dürfen — schon die Wahl zwischen zwei Liedern ist Kommunikation (und mit Blick oder Taste anzeigbar). **Stufe zwei: Klang auslösen.** Eine Bewegung erzeugt einen Ton — die Ursache-Wirkungs-Stufe, auf der Selbstwirksamkeit wohnt. **Stufe drei: Klang gestalten.** Nicht nur ob, sondern *welcher* Ton, wie laut, wie schnell — hier beginnt das Instrument. **Stufe vier: zusammen spielen.** Abwechseln, antworten, gemeinsam laut und leise werden — Musik als Dialog und als Ensemble. Die Treppe ist keine Pflichtlaufbahn; ein Mensch darf auf jeder Stufe zu Hause sein, und Erleben ist nicht weniger wert als Gestalten. Aber sie schützt vor dem häufigsten Fehler: Menschen dauerhaft auf Stufe eins zu parken — lebenslang beschallt zu werden, ohne je einen Ton selbst zu setzen —, obwohl Stufe zwei nur eine zugängliche Taste entfernt ist.

6. Ohne Scheitern: Was das Werkzeug leisten muss

Zwischen Wollen und Klingen steht bei motorischen Beeinträchtigungen das Instrument — und klassische Instrumente sind motorisch gnadenlos. Die Geige straft jede Ungenauigkeit sofort mit Missklang. Digitale Werkzeuge können diese Hürde abbauen, und die Bauprinzipien sind dieselben wie beim Malwerkzeug im Beuys-Text: **Jede Eingabe führt zu einem guten Ergebnis.** Konkret heißt das: Töne aus passenden Skalen, sodass keine Kombination schief klingen kann — die **No-Fail-Harmonie**, bei der Freiheit im Ausdruck bleibt (welcher Ton, wann, wie dicht), aber die Möglichkeit des Misslingens konstruktiv entfernt ist. Es heißt: jede Ansteuerung — Blick, Taste, Berührung, Bewegung — führt zum vollen Instrument, nicht zu einer Sparversion. Und es heißt: echte Wahl beim Klang (Instrumente, Stimmungen, Tempi), denn Ausdruck beginnt bei der Auswahl.

Wichtig ist mir die Abgrenzung nach beiden Seiten. Ein Werkzeug, das nur zufällige Klänge belohnt, ist eine Klangrassel — gut für Stufe zwei, aber es darf sich nicht als Instrument ausgeben. Und ein Werkzeug, das Perfektion verlangt, sperrt aus. Das richtige Werkzeug sitzt dazwischen: **Es macht Gelingen leicht und Gestaltung möglich.** In unserer eigenen Werkstatt heißt das: DigitalMusic ist als freies Musizierwerkzeug gebaut — Instrumente wählen, spielen, zusammen spielen, ohne Kursbuch und ohne Therapieanspruch; MusicTherapy ist das Schwesterwerkzeug für Fachkräfte, die musikbezogene Angebote strukturiert begleiten. Beides sind Werkzeuge — was daraus wird, entsteht zwischen den Menschen, die sie benutzen.

7. Musik und Kommunikation: Nachbarn, keine Konkurrenten

Gehört Musik nun zur Unterstützten Kommunikation? Meine Antwort: Sie ist die beste Nachbarin, die UK hat. Musikalische Interaktion übt die Grundfiguren jeder Verständigung — Aufmerksamkeit teilen, abwechseln, initiieren, antworten, gemeinsam etwas meinen — in einem Medium, das keine Wörter verlangt und keine Fehler kennt. Für Menschen am Anfang des Kommunikationswegs ist das gemeinsame Musizieren darum oft der Ort, an dem Bezugspersonen zum ersten Mal *erleben*, dass ein Dialog stattfindet — eine Erfahrung, die die Erwartungen verändert (und Erwartungen, das zeigt der Mythen-Text, sind Interventionen). Umgekehrt gilt: Musik ersetzt kein Vokabular. Wer im Klang-Dialog antwortet, braucht trotzdem Wörter für »Ich will nicht«, »nochmal« und »du bist gemein« — die Treppe der Musik entbindet nicht von der Treppe der Sprache. Beide Wege parallel zu gehen ist kein Umweg, sondern der Normalfall gelingender Praxis: Das Lied öffnet die Tür, das Vokabular geht hindurch.

8. Werkzeug oder Therapie? Eine saubere Trennung

Zum Schluss die Trennung, die ich in allen unseren Texten ziehe, hier noch einmal ausdrücklich. **Musiktherapie** ist eine fachliche Dienstleistung: eine ausgebildete Therapeutin, ein geplanter Prozess, Ziele, Verantwortung — dafür stehen die Cochrane-Befunde aus Abschnitt 3. **Musizieren als Teilhabe** ist keine Dienstleistung, sondern Leben: spielen, weil es klingt; zusammen spielen, weil es verbindet. Unsere Werkzeuge sind für beides benutzbar, aber sie *sind* keines von beidem — eine App therapiert nicht, so wenig wie ein Klavier therapiert. Diese Trennung ist kein Formalismus. Sie schützt die Therapie (deren Qualität an der Fachkraft hängt, nicht am Gerät), sie schützt die Familien (vor dem Druck, aus jedem Spiel ein Programm zu machen) — und sie schützt die Musik selbst: Ein Mensch, der spielt, muss dabei nichts erreichen. Dass dabei trotzdem viel entsteht, ist der Witz der Sache — aber es entsteht, *weil* es nicht verlangt wird.

9. Grenzen dieses Textes

Die Evidenzlage ist asymmetrisch: Für Musiktherapie bei Autismus gibt es hochwertige Übersichten, für freies Musizieren als Teilhabe bei komplexer Beeinträchtigung vor allem Entwicklungsforschung (Sounds of Intent) und Praxiswissen — ich habe beides auseinandergehalten und bitte, es beim Zitieren auseinanderzuhalten. Die Treppe in Abschnitt 5 ist meine didaktische Verdichtung des Sounds-of-Intent-Modells, nicht dessen offizielle Fassung. Zu Wirkungen digitaler Musizierwerkzeuge speziell gibt es meines Wissens keine belastbaren kontrollierten Studien — die Bauprinzipien in Abschnitt 6 sind fachlich begründet, nicht experimentell belegt. Und dieser Text handelt von Musik als Ausdruck und Begegnung, nicht von musikbasierten Lehrverfahren (etwa für Sprache oder Motorik); das wäre ein eigenes Thema mit eigener Literatur.

10. Fazit in fünf Sätzen

Musikalisches Erleben setzt keine Lautsprache, keine Zielmotorik und kein Symbolverständnis voraus — darum ist Musik einer der zugänglichsten Wege zu Ausdruck, Wirksamkeit und Begegnung, die es gibt. Die Forschung trägt einen belegten therapeutischen Nutzen (moderate Evidenz der Cochrane-Übersicht) und ein Entwicklungsmodell, das zeigt: Es gibt kein »unmusikalisch«, nur verschiedene Orte auf einem beobachtbaren Weg vom Hören zum gemeinsamen Gestalten. Die praktische Aufgabe ist, niemanden lebenslang auf der Zuhör-Stufe zu parken, wenn eine zugängliche Taste weiter das eigene Tönesetzen wartet. Werkzeuge müssen Gelingen leicht und Gestaltung möglich machen — jede Eingabe ein guter Klang, jede Ansteuerung das volle Instrument. Und über allem steht dieselbe Haltung wie beim Malen: Ein Mensch, der spielt, muss dabei nichts erreichen — Musik ist nicht das Mittel zum Zweck, sie ist der Ort, an dem einer schon teilhat.

11. Literatur (mit Prüfvermerk)

Alle Quellen am 05.08.2026 auf Existenz und Kernaussage geprüft (✓).

1. ✓ **Geretsegger, M., Fusar-Poli, L., Elefant, C., Mössler, K. A., Vitale, G. & Gold, C. (2022).** Music therapy for autistic people. *Cochrane Database of Systematic Reviews*, Issue 5, CD004381. — 26 randomisierte Studien, 1.165 Teilnehmende; moderate Evidenzsicherheit für Verbesserung des Gesamtzustands, wahrscheinliche Verbesserung der Lebensqualität unmittelbar nach der Intervention.
2. ✓ **Welch, G. F., Ockelford, A., Carter, F.-C., Zimmermann, S.-A. & Himonides, E. (2009).** »Sounds of Intent«: Mapping musical behaviour and development in children and young people with complex needs. *Psychology of Music*, 37(3), 348–370. — Über 630 Beobachtungen von 68 Schülerinnen und Schülern; Entwicklungsmodell musikalischen Verhaltens von der Klangwahrnehmung bis zum gestalteten gemeinsamen Musizieren.
3. ✓ **Ockelford, A. (2008).** *Music for Children and Young People with Complex Needs*. Oxford: Oxford University Press. — Grundlagenwerk zur musikalischen Entwicklung und Praxis bei komplexen Beeinträchtigungen.
4. ✓ **Tiedemann, L. (2026).** Jeder Mensch ist ein Künstler (Schwestertext bildnerisches Gestalten) · Vor dem ersten Zeichen (frühe Entwicklungsphasen) · Beobachten statt testen (Entwicklungswege beobachten) · Warten hat keine Evidenz (Erwartungen als Intervention). AssistUK-Grundlagenreihe. — Die Nachbartexte dieses Bausteins.

Die fachliche Position, Auswahl und Verantwortung liegen bei mir. — L. T.